

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 10 (1916)
Heft: 7

Artikel: Fürchte dich nicht!
Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133798>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fürchte dich nicht!¹⁾

Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleibe bereitete und sonderte dich aus, ehe denn du von der Mutter geboren wurdest und stelletest dich zum Propheten unter die Völker. Ich aber sprach: Ach, Herr, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr sprach zu mir: Sage nicht ich bin zu jung; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende und predigen, was ich dich heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten, spricht der Herr . . . So gürtete nun deine Lenden und mache dich auf und predige ihnen alles, was ich dich heiße. Erschrick nicht vor ihnen, auf daß ich dich nicht erschrecke vor ihnen. Denn ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen im ganzen Lande, wider die Könige Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande. Wenn sie gleich wider dich streiten, so sollen sie doch nicht wider dich siegen, denn ich bin mit dir, spricht der Herr, daß ich dich errette.

Jeremia 1, 4—10 und 17—19.

Liebe Freunde!

Unter den seltsamen Gegensätzen, die in dieser Zeit der Verkehrung aller Wahrheit vor uns auftauchen, ist einer, der mir, und vielleicht auch manchen unter euch, besonders zu schaffen gemacht und bittere Gedanken erregt hat. Es ist die Zeit des Heldentums. Alle Zeitungen sind voll von Berichten über heroische Taten und unter den Trauernachrichten lesen wir jeden Tag, daß dieser oder jener Sohn eines der im Kriege stehenden Länder den Heldentod gestorben sei. Es wird auch nicht etwa bloß von Heldentum geredet, sondern dieses ist eine Tatsache und Wirklichkeit, die wir durchaus nicht leugnen können und wollen. Auch wir, die wir den Krieg für Uebel und Sünde halten, für etwas, was gegen den wahren Gott und den wahren Menschen ist und Christus verleugnet, heugen uns vor der menschlichen Seelengröße, die inmitten dieses Wesens, das sich im Uebrigen immer mehr als höllisch enthüllt, aufgetaucht ist; wir bewundern die Todesverachtung, die gegen die Feuer und Verderben speienden feindlichen Schützengräben anstürmt oder dem Sturze aus schwindelnden Höhen lächelnd entgegenzieht. Diese Leichtigkeit und

¹⁾ Akademische Predigt, gehalten im Januar 1916 in der Kirche zu Oberstraf in Zürich.

Freudigkeit der Hingabe des Lebens für einen höheren Zweck, deren sich die Menschen fast unerwarteter Weise in Masse fähig gezeigt haben, erscheint uns wie eine Offenbarung ungeahnter Möglichkeiten in der Menschennatur und damit wie eine Verheißung für den Tag, wo diese Möglichkeiten für höhere Zwecke, als der Krieg sie setzt, in Anspruch genommen werden könnten, vielleicht gar für den Krieg gegen den Krieg selbst! Andere freilich haben diese Tatsache zur Verherrlichung des Krieges benutzt. „Sehet“, sagten sie, „so Großes kann in den Massen nur er erzeugen!“ Aber das soll uns nicht irren. Wir erkennen das Große an, wo immer wir es finden.

Also eine Welt voll Heldentum. Wie herrlich! Wie wunderbar! Das wäre ja die Erfüllung unserer schönsten Träume. Das war's ja, wonach wir uns lange gesehnt, fast erstickend in Memmentum und Philistertum und kleinlicher Jämmerlichkeit aller Art: ein Aufbrechen heldenhaften Wesens in der Menschenwelt. Natürlich meinen wir dabei nicht bloß ein Heldentum des Leibes, sondern eines der Seele, ein sittliches Heldentum. So schauen wir uns denn in der Welt um, bereit, uns dieses nun allverbreiteten Heldentums zu freuen. Nicht wahr, wir Andere sind doch von dem gleichen Stoff, wie die, die draußen auf den Schlachtfeldern Wunder der Tapferkeit verrichtet haben und fortdauernd verrichten, und umgekehrt sind sie Menschen ungefähr wie wir, aus der gleichen Mischung von Erden und Himmel gebildet. Sicherlich wären wir im allgemeinen auch imstande, zu tun, was sie tun. Wo also ist unter uns das Heldentum? Ich für meine Person muß gestehen, daß ich noch nie so viel moralische Feigheit erlebt habe, wie gerade in dieser Heldenzeit, und ich habe doch in meinem Leben viel davon erfahren! Freie und wahrhaftige Seelen müssen ja in dieser heutigen Atmosphäre fast ersticken. Wenn irgend etwas uns am Bilde dieser Tage sofort in die Augen springt, so ist es gerade der Mangel an Mut, besonders an Wahrheitsmut. Der Krieg kann vor allem die Wahrheit nicht brauchen. Man fürchtet sich vor ihr, wie vor dem bösen Feind. Man schließt die Grenzen aufs sorgfältigste vor jeder Nachricht oder Ansicht, die den amtlich gestempelten und gewünschten widerspricht; man durchforscht die Briefe, deren Geheimnis aufgehoben ist; man schüchtert die ein, die etwa noch den Mut haben sollten, eine eigene Meinung nicht nur zu haben, sondern auch auszusprechen, auch die Bürger der sogenannten neutralen Länder. Diese aber lassen sich einschüchtern, auch in den Ländern, wo Freiheit das dritte Wort jeder patriotischen Rede zu sein pflegte. Was in unserem Schweizerlande während dieser achtzehn Kriegsmonaten an moralischer Feigheit alles zu Tage getreten ist, das bildet eines der traurigsten Kapitel unserer Geschichte und hat ein erschreckendes Licht auf das Maß des unter uns in Wirklichkeit, nicht bloß in Worten, vorhandenen Freiheitsfinnes geworfen. Wie hat man da geschwiegen, wo Reden Pflicht gewesen wäre, aus bloßer Angst vor den Mächtigen; wie hat man, wenn man einmal ein Wörtchen zu sagen wagte, sofort ein

zweites hinzugefügt, das das erste aufheben sollte! Wie hat man sich vor dem Erfolg gebeugt und je nach dem Stand des Kriegsglückes die Sympathie gewechselt! Wie hat man um die Gunst der Mächtigen gewinselt und zwar nicht etwa nur da, wo es sozusagen eine Lebensnotwendigkeit zu sein schien, sondern auch bei geringeren Anlässen. Von Heldentum hat man da wenig gesehen; ein ehrliches Wort, eine aufrechte Tat waren eine seltene Erquickung, fast ein Wunder. Und so viel ich sehe, ist das nicht nur bei uns so, wo man das alles aus der Abwesenheit des heldenzeugenden Krieges erklären könnte, sondern auch in den kriegsführenden Völkern hinter der Front. Ausnahmen bestätigen die Regel und fallen sehr stark auf.

Dies ist im Uebrigen wie der ganze Krieg nur eine besonders krasse Enthüllung und Entfaltung dessen, was wir auch vorher kannten. Es war doch die Erfahrung der meisten von uns, daß nichts im Menschenwesen so selten vorhanden ist, als sittliche Tapferkeit. Diese zeigt sich vor allem im furchtlosen Eintreten für die Wahrheit, und sie wäre dafür auch besonders nötig. Wo ist diese Tapferkeit zu finden? Wie häufig sie ist, erfahren wir besonders dann, wenn wir in schwere Kämpfe verwickelt sind. Dann wiederholt sich immer wieder die Geschichte von der Verleugnung des Petrus. Dann finden die, die zum Mitstreiten verpflichtet wären, immer wieder einen Ausweg. Der Eine findet, wir seien nicht ganz im Recht, der Zweite kann aus einer persönlichen Rücksicht gerade an diesem Kampfe nicht teilnehmen; dem Dritten ist er zu heftig. Kurz, wir kennen diese Geschichte Alle und wer sie immer wieder erlebt, der ruft in dieses Gerede vom Heldentum, angestimmt von einem moralisch hervorragend seigen Geschlecht, hinein: „Weg damit! Hörst auf damit! Ich mag es nicht hören!“

Wir sehen, nicht wahr, wenn wir diese Tatsache bedenken, sehr deutlich, wie wenig uns mit diesem kriegerischen Heldentum in dem geholfen ist, was wir vor allem ersehnen und wie wenig es uns höheres, sittliches Heldentum verbürgt. Damit verblaßt aber auch der Glanz des Krieges; auch diese Herrlichkeit erweist sich, wie so manche andere, als Trug. Wir werden veranlaßt, uns dieses kriegerische Heldentum näher anzusehen. Sollte sich die Sache nicht vielleicht gar so verhalten, daß der Preis kriegerischen Heldentums gerade darum so hoch gestiegen und sein Kauf so begehrenswert geworden wäre, weil es an geistigem, sittlichem Heldentum gefehlt hätte, und dies wieder, weil wir eben zu wenig Geist und sittliche Tiefe gehabt? Und wie sieht jenes kriegerische Heldentum in der Nähe aus? Wir wollen es, wie gesagt, nicht herabsetzen, aber die Krieger selbst wollen vom Heldentum meistens nicht viel wissen. Nicht wenig von dem, was von ferne wie heroische Todesverachtung aussieht, ist einfach Frucht der eisernen Disziplin, dazu Betäubung oder Stumpfheit. Die Mehrheit dieser Menschen, die furchtlos in den Rachen des Todes springen, würden sich gewiß fürchten, in einer Volksversammlung allein

eine verfehmte Ansicht zu vertreten; sie würden im Frieden tief erschrecken, wenn sie in die Nähe einer ansteckenden Krankheit geraten wären. Wo dennoch Heldentum auftritt — und gewiß tritt solches auf! — da ist es entweder ein gewisses Ueberschäumen der physischen Kraft, oder es ist freilich eine sittliche Kraft, die durch die gewaltige Forderung der Stunde hervorgerufen wurde, die aber nicht zu dem gewöhnlichen Verhalten der heutigen Menschen gehört. Sittliches Heldentum als dauernde Eigenschaft ist offenbar auch im Kriege, genau wie im Frieden, eine ganz seltene Ausnahme. Es ist nicht im Kriege entstanden, entspringt andern Quellen. Wir hoffen also freilich, daß Einiges von der Tapferkeit des Schlachtfeldes und Schützengrabens mit den heimkehrenden Kriegern in das Friedensleben der Völker strömen werde, aber wir wissen, daß die Wurzeln des Heldentums, worauf es für die Welt letztlich ankommt, tiefer liegen.

Denn es bleibt allerdings dabei, daß wir nichts so sehr nötig haben, allezeit und heute und in der nächsten Zukunft ganz besonders, als Heldentum, oder sagen wir bescheidener: als die Ueberwindung der Furcht. Darüber nachzudenken ist vielleicht gerade für solche, die heute und in den kommenden Tagen Jünger Christi sein und nach dem Reiche Gottes trachten wollen, besonders wichtig. Sie werden vor allem über die Furcht hinaus sein müssen, sie werden auch solche Dinge nicht fürchten dürfen, vor denen sonst auch das Herz solcher Menschen erbebt, die keine Feiglinge sind. Wir werden also tief graben, um zu der stärksten und reinsten Quelle des Mutes zu gelangen. Wir werden zuerst den Feind kennen lernen müssen, den wir besiegen wollen, von Grund aus kennen lernen, die Furcht!

Die Furcht! Wir stehen damit vor einer jener Urmächte, unter deren Gewalt das unerlöste Menschenwesen seufzt und stöhnt. Was ist sie denn im Grunde, die Furcht? Welches sind ihre tiefsten Wurzeln? Das zeigt uns vielleicht am besten die Rolle, die sie im Leben der Kinder spielt; denn im Kinde tritt uns das Wesen des Menschen am deutlichsten entgegen. Eine der vielen, uns Erwachsenen oft halb verborgenen, Qualen der Kindheit ist gerade die Furcht. Ich möchte sagen: die Furcht vor dem Dunkel. Bevor es zum rechten Bewußtsein erwacht ist, fürchtet das Kind sich durchaus nicht, im dunkeln Zimmer allein zu sein; sobald aber sein Geist das Auge aufschlägt, ist ihm vor nichts so bange als vor dem Dunkel. Es sieht überall aus dem Dunkel schreckhafte Gestalten hervortreten, die es quälen und töten wollen. Es schreit nach der Mutter, nach der vertrauten Stimme, nach dem Herzen der Liebe. Wir wissen dabei, daß seine Plage zum großen Teil aus seiner Phantasie entsteht, wie denn phantasielose Menschen überhaupt weniger unter Furcht leiden, freilich dafür auch das Höchste des Lebens entsprechend weniger erfahren. Mit seiner Phantasie bekleidet nun das Kind auch die Gestalten, die ihm am hellen Tage begegnen. Es macht sie größer, wunderbarer, als sie sind. Es macht sie herrlicher oder auch furchtbarer. Jedenfalls sieht es in ihnen ein

Geheimnis, ein Unbekanntes. Davor fürchtet es sich dann leicht. Es fürchtet sich vor Menschen, Tieren, Dingen. Aus allen Winkeln der Welt tritt ihm das Unbekannt-Schreckhafte entgegen. Im Grund genommen fürchtet es sich überall vor dem Dunkel. Freilich lebt im Kinde auch wieder ein wunderbares Vertrauen zu dem gütigen Sinn der Welt und allen einzelnen Wesen, ein viel größeres, als in uns Erwachsenen, aber gleichsam der Gegenpol dazu ist die Furcht, die Furcht vor dem Dunkel. Denn das Kind ist wohl herrlich nach Anlage und Verheißung, es ist gottnahe, aber es ist doch noch Kind! Es ist schwach, hilflos.

Aber wir Erwachsenen setzen zunächst auch hierin bloß das Leben des Kindes fort. Auch über uns hängt bei Tag und Nacht die Wolke der Furcht. Wir haben Angst. Wir statten Menschen und Dinge genau wie die Kinder aus der Märchengarderobe unserer Phantasie mit Eigenschaften und Kräften aus, die über die Wirklichkeit weit hinausgehen. Wir fürchten uns vor den Menschen. Was könnten sie zu diesem oder jenem sagen? Könnten sie uns nicht dieses oder jenes antun? Sie kommen uns größer, mächtiger vor als wir, mit unheimlichen Kräften begabt, fähig und willig, uns zu vernichten. Es ist das Dunkel, das auch uns ängstigt. Vielleicht noch mehr als vor den Menschen, den Wesen von Fleisch und Blut, fürchten wir uns vor den unpersönlichen Mächten, die das Menschenleben beständig bedrohen. Wir fürchten uns vor der Macht, dem Geld, der öffentlichen Meinung, vor Krankheit und Tod. Vor dem Tode vor allem! Man kann ja vielleicht sagen, daß alle Furcht im letzten Grunde Todesfurcht sei. Aus dem Dunkel, vor dem uns bange ist, könnte der Tod hervorbrechen, das ist vielleicht die letzte Ursache alles Erschreckens. Aber der Tod ist selbst auch nur ein Teil jener letzten, höchsten Macht, die wir Schicksal nennen. Dieses Schicksal fürchten wir. Es steht vor uns wie eine dunkle Wand. Es nimmt in schweren Stunden oder schweren Gemüthern Züge an, die wie höhnisch-grausam uns anstarren, es wird wie die Sphinx, die uns zerreißen wird, wenn es uns nicht gelingt, das rechte Wort zu finden. Wir fürchten uns aber nicht nur vor dem Schicksal, sondern auch vor uns selbst, vor dem Bösen in uns. Wir kennen uns ja, wir wissen, was für schlimme Gewalten in uns liegen, nur halb gefesselt. Wie? — wenn jene Versuchung an uns heranträte — gewiß würden wir ihr erliegen! Wir fürchten sie. Wir fürchten auch die ungeheuren Mächte des Bösen außer uns, in der Welt. Sind sie nicht grauenvoll? Wer wollte an sie rühren? Die Verleumdung, der Haß, die irgeleitete öffentliche Meinung, die Presse, der es so wenig darauf ankommt, eines Mannes geistige Existenz zu vernichten und für die Wahrheit und Gerechtigkeit ein Ammenmärchen geworden zu sein scheinen, oder auch die großen Volkslaster, der Alkoholisismus, die Prostitution — sind das nicht übermenschliche Gewalten? Würden sie uns nicht zerreißen, wenn wir sie antasten wollten? Ja, wir fürchten uns vor Gott selbst, und zwar nicht in dem Sinne

wie dies richtig und nötig ist, so wie das Kind den Vater fürchtet, von dessen Güte und Weisheit es doch durchdrungen ist, im Sinne der Ehrfurcht also, sondern im Sinne der Angst, der Angst vor seinem Zorn, seinem unerklärlichen Ratschluß, kurz, vor dem Dunkel in ihm. Diese Gottesangst ist sogar die furchtbarste Form aller Angst. Welch eine Rolle hat sie im Leben der Menschheit gespielt! Welch ein Abdruck ist sie ihrem Gemüte gewesen! Wenn auch die Behauptung, daß alle Religion aus Furcht hervorgehe, falsch ist, so ist doch gewiß, daß Furcht und Religion viel miteinander zu tun haben, namentlich daß die Furcht eine Schöpferin vieler Götzen ist. O wer deutet uns das Geheimnis der Furcht? Es ist tief und schreckhaft, tief und schreckhaft wie die Mitternacht und der Tod. Wir wollen es gar nicht vollständig zu ergründen versuchen; wir wollen nur das Eine sagen, das altbekannt genug ist, und doch immer neu gesagt werden muß: die Furcht ist unser größter Tyrann; wir sind Sklaven, solange wir uns fürchten.

Aber von allem, was die Furcht Schlimmes schafft, wollen wir Eines hervorheben, etwas ebenfalls Altbekanntes und doch wenig Bekanntes: die Furcht hat das Eigentümliche an sich, daß sie gerade das herbeiführt, was wir fürchten. Lasset mich, liebe Zuhörer, bevor ich dies zu zeigen versuche, auf das Wort hinweisen, das in der von uns vernommenen biblischen Erzählung Gott zum Propheten Jeremias spricht. Er beruft ihn zu einem furchtbar schweren und gefährlichen Werk, einem Werk, das ihn in Gegensatz bringt zu allem, was Macht und Geltung hat: zum König, aber auch zum Volk, zu den Priestern, aber auch zu den falschen Propheten. Das war wohl eine Aufgabe zum Erschrecken. Aber nun spricht Gott zu ihm: „Erschrick nicht vor ihnen, auf daß ich dich nicht erschrecke vor ihnen.“ Ein seltsames Wort! Offenbar spricht es die tiefe Erfahrung aus, daß wir in dem Augenblick verloren sind, wo wir der Furcht Macht über uns einräumen. Das ist gegenüber den Menschen der Fall. Sind sie eigentlich so mächtig, so gefährlich? Wir sind es, die ihnen die Macht verleihen durch unsere Furcht. Sie spüren es gleichsam, wenn wir Angst vor ihnen haben; sie fallen dann über uns her, bildlich gesprochen, und zerreißen uns. Wenn wir uns nicht um sie bekümmerten, wenn wir frei und furchtlos den Weg gingen, den wir für recht halten, dann wären wir von einer Sichtrüstung umgeben, an der all ihr Zorn und Haß, all ihre Wut und Verleumdung, all ihr Geschwätz und Philistertum abprallten. Sie könnten uns nichts anhaben. — Sollte das nicht auch mit dem Bösen in uns der Fall sein? Ist nicht gerade die Angst davor unser schlimmster Feind? Ist nicht sie es, die uns betäubt und lähmt, daß wir der Versuchung hilflos verfallen? Wie, wenn wir statt dessen fröhlich und siegesgewiß dastünden, wenn wir wüßten, daß, mag das Böse in uns noch so mächtig sein, doch etwas noch Mächtigeres da ist als es, wenn wir es durchschauten in seiner inneren Ohnmacht, wären wir dann nicht Sieger, wo wir jetzt Unterliegende sind? Wäre nicht der Bann des

Bösen gebrochen? Erführen wir nicht die Wahrheit des Wortes, daß der Teufel flieht, wo man sein spottet? — Und gilt das nicht auch von der Macht des Bösen außer uns? Ist sie wirklich so furchtbar, wie sie aussieht? Machen wir sie nicht erst furchtbar — durch unsere Furcht? Hat man nicht oft genug erfahren, wie eine solche scheinbar bis zum Himmel ragende Burg des Bösen zusammenstürzt oder doch in den Fundamenten zu wanken anfing, wenn ein Mann oder eine Frau, die sich nicht fürchteten, das rechte „Wörtlein“ sprechen? Alles Böse lebt von unserer Feigheit. Hat nicht der einzige bescheidene Mann, der vor einigen Monaten unter uns gewagt hat, dem Kriegsmoloch den Dienst zu versagen, seinen ganzen bis zum Himmel ragenden Tempel erschüttert? Hat diese Tat des einzigen Mannes nicht mehr ausgerichtet, als alle Kongresse und Resolutionen solcher, die sich vor dem Letzten fürchten? Sollten wir endlich das Gleiche nicht von dem Schicksal sagen dürfen? Könnte nicht Wahrheit in der alten Ahnung sein, daß gerade unsere Sorge und Angst die gefürchteten bösen Dinge anlocken? Wie? — wenn wir wagten, die Furcht abzuschütteln, wie? — wenn wir ganz tapfer wären, könnten wir denn nicht Wunder der Sicherheit und des Gelingens erleben? Wie viel vom Guten und Größten tun wir nicht — aus Feigheit! Wie vieles dürften wir tun — wenn wir tapfer wären!

So ist die Angst das rechte Geheimnis unserer Niederlage. Es scheint in der Angst beides zu sein: ein Reiz und eine Lähmung. Ihr kennt die Geschichte von dem Böglein, das die Schlange erblickt hat und nun hilflos, gelähmt in ihren Klauen flattern muß. Sie gilt auch von der Welt der Seele und hat eine tiefe und umfassende Bedeutung. Die Angst ist die mächtigste Dienerin des Bösen. Es ist ein lähmender Reiz in der Angst vor den Menschen, der uns treibt, sie günstig zu stimmen, ihr Bündnis zu suchen, oder uns doch innerlich mit ihnen zu beschäftigen, und uns so in ihre Hände gibt. Es ist ein lähmender Reiz, der uns das Böse in und außer uns anstarren läßt, bis es uns besiegt. Es ist ein lähmender Reiz, der uns die Maske des Schicksals schauen läßt, bis es unser Herr wird, statt wir seiner. Es ist das Mißtrauen, das uns zu Fall bringt, wo das Vertrauen uns Sieg brächte. Es ist ein Bann, der sich auf uns legt und bewirkt, daß wir tun, was uns verdirbt. Die Furcht macht uns zu Sklaven, nicht die Verhältnisse.

Das gilt auch von der Schweizerfreiheit und ist das traurige Geheimnis der heutigen Lage. Wir meinen unsere Freiheit damit zu retten, daß wir recht Angst haben. Wir machen uns so klein als möglich, wir drücken uns in einen Winkel; wir gleichen jenen Tieren, die sich dadurch zu schützen suchen, daß sie nach Möglichkeit Gestalt und Farbe ihrer Umgebung annehmen. Es ist, als ob die Losung ausgegeben wäre, daß wir versuchen sollten, uns durch Feigheit zu retten. Dabei tritt der Widerspruch, von dem wir ausgegangen sind, zum Erstaunen deutlich hervor: wir schützen unsere Freiheit durch ein

kriegsbereites Heer, wir feiern sein allfälliges Heldentum, tun wohl auch so, als ob jeder ein Held wäre, der eine Uniform trägt, wir rasseln sogar etwa ein wenig mit den Waffen, dabei aber geben wir eigentlich so ziemlich alle unsere Freiheit, die wir durch die Waffen schützen wollten, preis, aus Feigheit. Wir fürchten uns vor der Wahrheit und fürchten uns darum vor dem offenen Wort. Wir meinen, mit Verschweigen und Bertuschen sei geholfen. Und weil dem so ist, sind wir klein, elend klein. Wir haben keinen Mut zu irgend einem großen Tun, für das heute gerade uns Gelegenheit und sittliche Notwendigkeit vorläge. Man kann aber ohne Mut nichts Großes tun und man kann keinen Mut haben ohne Glauben.

Aber nicht nur versäumen wir so eine geschichtliche Stunde, lassen uns das Große entgehen, das sie fordert, und verfallen damit dem Gericht der Geschichte, wir locken vielmehr mit unserer Feigheit die Gefahren, denen wir entgehen möchten, völlig an. Alles, was wir so recht fliehen möchten, strömt herzu. Die unterdrückte Wahrheit bricht aus und schafft Zwiespalt, die mächtigen Nachbarn tasten uns an, die materiellen Güter, die wir durch Preisgabe der ideellen retten wollten, werden erst recht bedroht; kurz, wir erleben allen Fluch der Angst.

Für uns gäbe es nur eine Rettung: wenn wir tapfer wären! Stünden wir, gestützt auf einen Glauben und eine gute Sache da in stolzer Sicherheit, ohne Lügen, Zagen, Verschweigen, Kniebeugen und Schlimmeres, dann wäre dies ein Demantschild, hinter dem wir geborgen wären; dann würde niemand wagen, uns anzutasten, dann wäre die Achtung vor uns da, die uns — täuschen wir uns darüber nicht! — verloren gegangen ist; dann ginge alles, alles scheinbar schwerer, in Wirklichkeit leichter.

Unser Schweizervolk wird in demütigenden Erfahrungen die alte Wahrheit wieder lernen müssen, die für die Völker so gut gilt, wie für den einzelnen Menschen: Freiheit gibt es immer und überall nur für den, der sie sich nimmt, das heißt, für den Mutigen.

Liebe Zuhörer! Wir sind nun dem Feind Auge in Auge gegenübergestellt. Wir wissen, was die Furcht ist und was sie wirkt. Wir haben versucht, ihre tiefsten Wurzeln zu erforschen und haben das Reich ihrer Herrschaft durchwandert. Nun fragen wir: Wie können wir wohl diesen Feind bestiegen? Wie können wir die Furcht los werden? Woher kommt uns diese Erlösung, die in gewissem Sinne die Krone aller Erlösungen ist?

Wir können von vornherein erwarten, daß die Menschen von jeher darnach getrachtet haben, diesen Feind zu überwinden, dieses Gespenst, das unser Leben begleitet, los zu werden. Sie haben dabei allerlei Mittel versucht. Sie haben es etwa damit versucht, daß sie den Menschen Furchtlosigkeit predigten. Sie haben ihnen gezeigt, wie erbärmlich Feigheit sei, haben ihren natürlichen Mut aufgerufen. In der Tat gibt es einen solchen natürlichen Mut. Es gibt eine gewisse Unererschrockenheit und frohe Zuversicht, die sozusagen aus den

guten Nerven stammt und dies auch da, wo sie seelischer, nicht bloß körperlicher Art ist. Dieser natürliche Mut mag den Menschen wirklich ein gutes Stück weit führen. Ich glaube aber nicht, daß er völlig genügt und es ist mir weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart, weder in der Wirklichkeit noch in der Dichtung je ein Mensch begegnet, bei dem auf diese Weise die Furcht besiegt worden wäre. Dieser Mut mag für bestimmte Zeiten und Lagen ausreichen, aber für andere versagt er. Er mag ausreichen für den Sturmangriff auf eine feindliche Schanze, er mag genügen für die gewöhnlichen Tage, er mag, um es kurz zu sagen, gegen Menschen und menschliche Dinge standhalten. Aber wir haben es nicht nur mit menschlichen Dingen zu tun. Unser Leben schwebt über Abgründen von Ewigkeitsbedeutung, unsere Seele berührt sich in ihren Tiefen mit übermenschlichen Mächten. Es ist dunkel um uns und dieses Dunkel ist es ja, das auch uns Erwachsene ängstigt. Es sind in dem alten Hause dieser Welt so viele düstere Winkel, aus denen jeden Augenblick unbekannte Schrecknisse brechen könnten. Diesem Schrecken ist kein Menschenherz gewachsen, aber auch keines; davor erzittert heimlich auch das Herz des Kühnsten. Aus dem Dunkel aber blickt der Tod, der Tod in vielerlei Gestalt. Denn er hat nicht nur eine Gestalt. Er bedroht nicht nur den Leib, sondern auch die Seele, er bedroht nicht nur uns, sondern auch die, die uns mehr sind als wir selbst; er schleicht sich ins Leben selbst ein, sodaß wir zwar leben, aber ein Leben, das vom Tode zernagt ist. Wer erhebt nicht davor? Wo ist eine Kraft, die nicht vor diesen übermenschlichen Gewalten hilflos würde? Was kann auch ein Titan gegen die Götter, gegen die Dämonen, gegen das Schicksal?

In dieser Angst sind die Menschen darum zur Religion geflüchtet. Sie haben damit dem richtigen Gefühl gehorcht, daß wir im Kampfe gegen übernatürliche Gewalten nur durch das Bündnis mit übernatürlichen Mächten obsiegen können. So haben sie denn versucht, jene dunklen Gewalten zu bannen, durch Opfer und heilige Formeln, sie haben die lichten Götter zu gewinnen versucht, ebenfalls durch Opfer und heilige Formeln. Haben sie damit Erlösung von der Furcht gefunden? Sie sind sehr oft erst recht tief hinein geraten. Die Religion ist zu der natürlichen Angst des Menschenherzens hinzugekommen und so ist eine potenzierte, eine gesteigerte Angst entstanden, die Religionsangst, die schlimmste der Angst. Auch hier, wie so oft, ist Religion nur eine Erhebung der natürlichen seelischen Triebe ins Übernatürliche geworden. Die Götterfurcht hat sich zur Menschenfurcht gesellt und hat die Menschen vollends zu armen Sklaven gemacht. Aus dieser Götterangst haben sie das Tollste und Greuelvollste getan, was die Geschichte des Menschen kennt, aus dieser Götterangst haben sie sich gemordet, Andere und auch sich selbst, haben sie ihr erstgeborenes Kind dem Moloch in die glühenden Arme gelegt, haben sie ihren Verstand, ihr Gewissen, ihre Liebe und Treue weggeworfen. Es ist, als ob sie wie durch jenen geheimnisvollen Reiz zu diesen

Greueln hingezogen worden wären, wie durch eine gewaltige Empfindung, daß sie diesen dunklen Mächten gehörten. Und daß wir uns darüber klar seien: diese Religion der Angst, und Angst der Religion ist auch im Christentum, ist mitten unter uns noch vorhanden. Was hat nicht die Hölleangst, was die Sündenangst Furchtbares angeordnet! Und was war es für eine Religion, die bei Ausbruch des Weltkrieges so Viele in die Kirchen trieb, die dann bald wieder wegblieben? War es nicht bloß eine Steigerung der natürlichen Angst? Sind diese Menschen durch die Religion von der Angst erlöst worden? Vielleicht ja, einen Augenblick, aber nicht von der Feigheit. Denn diese Feigheit ist wenn möglich noch größer als zuvor. Etwas Opium haben sie eingenommen, nicht sind sie im innersten Wesen gesundet.

Es gibt allerdings auch noch eine höhere Form von Religion, bei der Menschen diese Art von Erlösung suchen. Sie erheben sich zu einem gewissen Vertrauen zu der Weltordnung, die auf alle Fälle groß und gut ist, sie fühlen sich getragen von dem, was sie *amor fati*, Liebe zum Schicksal nennen; sie werfen sich in die Arme der ewigen Natur, übergeben sich dem gütigen Geheimnis des Universums. So leben sie, nach dem Wort des Dichters, so wandeln sie beglückt und sterben auch so. Das ist die Art, die wir nach ihrem Vorbild im Altertum die stoische nennen können. Sie lächelt uns aus Goethes Bild entgegen, sie blickt aus Epiktets ernstest Augen. Was sagen wir dazu? Genügt nun diese Religion? Wir antworten: Wer da erklärt, daß sie ihm genügt, dem wollen wir nicht einreden, daß dies im Grunde doch nicht der Fall sei. Diese Religion ist eine Station, an der ein einzelner Mensch und ganze Menschenteile, ja die Menschheit selbst eine Weile ausruhen mögen auf ihrem Wege, Einzelne auch dauernd verbleiben. Aber wir sagen: der tiefste Ort, wo die Seele vor allen Stürmen geborgen ist, er ist damit noch nicht erreicht. Es bleibt noch Geheimnis, Dunkel. Es ist ein lächelnder See, der uns plötzlich in die Tiefe reißen mag, es ist ein blauer Sommertag, an dem ungeahnt ein Gewitter heraufziehen kann. Es bleiben Schicksal, Schuld, Tod — was dahinter und darüber ist, hat noch keinen rechten Namen. Darum hat selten ein Menschenherz dabei bleiben können. Goethe zeigt in seinem Faust, daß er selbst es nicht gekonnt hat und daß der Mensch es überhaupt nicht kann. Darum hat die Menschheit dabei nicht verweilen können. Wie könnten wir heute, in den Höllestürmen des Weltkrieges, damit auskommen? Da bedarf es eines anderen Bundes, wenn unsere Seele nicht verschlungen werden soll von den Wirbeln der neuen Sintflut. Da hilft uns nicht irgend eine Religion und wäre es die schönste, sondern nur Gott, Gott allein, der wirkliche Gott. Denn Religion ist ein Gebilde des menschlichen Herzens, wenn auch manchmal ein wunderbares, es kann ebenso gut bannen als erlösen, Gott aber, der wirkliche Gott, ist die Macht über allen Mächten und die Freiheit des Menschen.

Das ist das einfache Geheimnis der Furchtlosigkeit: wir werden die Furcht los, wenn Gott zu uns spricht: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ Die Furcht fällt von uns, wenn wir Gott haben. Sie fällt genau in dem Maße von uns, als er für uns Wirklichkeit ist. Das ist die alte, einfache Wahrheit, von der die Bibel und die Geschichte des Menschenherzens erfüllt ist. Das Maß seiner Furchtlosigkeit ist der Prüfstein für das Verhältnis eines Menschen, auch eines ganzen Volkes, zu Gott. Wer behauptet, an Gott zu glauben und ein Feigling ist, der betrügt sich und Andere. Genau in dem Maße, als wir uns vor den Menschen, vor uns selbst, vor dem Bösen, vor dem Schicksal, vor Gott selbst, im Sinne der Angst, fürchten, glauben wir nicht wirklich an Gott. Wir haben daran einen Maßstab, der uns sozusagen mit mathematischer Sicherheit angibt, ob wir ernstlich mit Gott im Bunde stehen oder bloß Religion haben.

Und nun laffet uns, liebe Freunde, nachdem wir vorher in das Geheimnis der Furcht geschaut, in das Geheimnis des Mutes blicken, nachdem wir die Kerkerwände der Seele betastet, in die Sonne unserer Freiheit treten.

Was uns Furcht einflößt, ist das Dunkel — dieses Dunkel, in dem das Unbekannte wohnt, das feindlich sein könnte, aus dem der Schrecken brechen kann, vor allem der Schrecken der Schrecken, der Tod. Wenn dieses Dunkel völlig vertrieben werden könnte, dann wären wir erlöst. Das ist nun aber das große Geheimnis der Erlösung: dieses Dunkel weicht vor dem: „Ich bins!“ Jetzt ist Licht geschafft, völliges, unbedingtes, unendliches Licht; jetzt ist kein Winkelchen der unendlichen Welt mehr finster; jetzt wohnt in keinem Abgrund mehr das gänzlich Unbekannte, überall ist Er, Er allein. Er aber, was ist Er? Ist Er nicht wir selbst? Ist Er nicht das unendliche Ich, aus dem unser Ich nur ein einzelner Strahl ist? Warum sollten wir uns noch fürchten? Wir können doch überall nur Ihm begegnen. Es ist ja in allem zuletzt nur ein Wille, ein Wille, den wir freilich nicht immer verstehen, der aber jedenfalls nicht blind ist und jedenfalls nicht gegen uns, sondern für uns; es schlägt doch im Grunde der Dinge unser Herz, nämlich das Herz, das uns vertrauter ist als unser eigenes, es ist doch in allem Liebe, zuletzt nur Liebe! Nicht als ob es jetzt überhaupt kein Dunkel mehr gäbe, aber es ist nicht mehr ein schreckhaftes Dunkel, das Dunkel des Abgrundes, des Kerkers, sondern das der nächtlichen Wanderung, über der des Himmels Sterne stehen, das des Vaterhauses, wo Vater- und Mutterliebe überall ganz nahe ist. Der Vater ist da, das ist das Wort, das allen Bann löst, das ist der Lichtaufgang für die Menschenseele und die Menschenwelt.

Vor diesem Gott, der die wahre Wirklichkeit ist, verschwinden die Gebilde des menschlichen Herzens, die zu Göttern geworden waren. Nun ist es mit der Religion der Angst und der Angst der

Religion vorbei. Es verschwindet die Angst vor Gott, das Mißtrauen gegen ihn. Denn nun ist gewiß, daß in Gottes Herzen keine verborgenen Gedanken sind, die es böse mit uns meinen könnten. Es verschwindet die Schicksalsangst. Was ist das Schicksal? Es ist doch bloß eines der Gebilde unseres Herzens. Es gibt nur einen Herrn: den Gott, der unser Vater ist. Das Schicksal ist nur der Gott ohne Namen; sobald sein Name genannt ist, fällt die Maske, die uns so zu Tode erschrecken ließ, und es blickt uns das Vaterantlig an. Das gleiche gilt vom Tode. Er ist ja nur eine dieser Masken des Schicksals, hinter dem doch eigentlich Gott steht. Ebenso die Schuld. Gewiß ist die Schuld eine Wirklichkeit wie auch Schicksal und Tod eine Wirklichkeit sind. Aber wie jene ist auch sie nicht unsere Herrin. Sie ist ein tiefer Schatten, auf die Erdenwelt geworfen, aber sie kann nicht die Sonne verdunkeln. Ueber unserer Schuld steht Gott und vor ihm muß auch sie sich ins Nichts auflösen, muß die Nacht unserer Verdammnis dem hellen Tag der unbegreiflich großen Gnade weichen, die ihre Sonne aufgehen läßt auch über die Bösen, die nicht mit uns rechnet, die die Sünder annimmt.

Nein, es gibt grundsätzlich kein Dunkel mehr, das zu fürchten wäre; es gibt keinen Herrn neben Gott. Die Seele braucht vor der Berührung mit jenen übernatürlichen Mächten nicht mehr zu erzittern; sie berührt auch in ihnen, oder doch durch sie hindurch, Gott, die Liebe, den Vater. Nun ist jener tiefste Ort erreicht, wo keine Angst mehr hin kann. Dort wird das Wort gesprochen: „Ich bin gewiß, daß weder Leben noch Tod, weder Engel noch Fürstenmächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend eine andere Kreatur uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn.“

„Die in Jesus Christus ist, unserem Herrn.“ Dieser Lichtausgang ist der Menschheit in Jesus Christus erschienen und darum ist er der Erlöser. Vor ihm vergeht alles Religionsgrauen und macht dem Tag des Gottesreiches Platz. Durch ihn erst ist der Name Gottes den Menschen völlig bekannt geworden. Auch die Größten des alten Bundes, auch Jeremias, haben noch mit dem Dunkel in Gott selbst zu ringen. In Christus erst ist er Mensch geworden. Er hat den Vater nicht nur gelehrt, sondern hat ihn gelebt. Er hat das Licht nicht nur verkündigt, sondern hat es in Leben und Tat durch die Welt getragen, durch alles Dunkel, durch Welt, Schicksal, Schuld, Tod, und hat so jeden Winkel der Welt hell gemacht durch den Vater. So ist er das Licht der Welt geworden und in seinem Lichte werden wir frei, von keinem Bann mehr bezwungen.

Werden wir so frei durch das Licht, so auch durch die Kraft. Lasset uns auch das noch klar werden. Wir haben zu sehen geglaubt,

daß die Angst aus Schwäche und Schwächegefühl stamme. Diese Angst wird dann zu einem Reiz und einer Lähmung. Wenn dies wahr ist, dann muß uns geholfen sein, sobald wir uns mit einer Kraft verbinden, die allen anderen Mächten überlegen ist. Das ist aber der Gott, der nicht nur spricht: „Ich bins“, sondern auch: „Ich bin mit dir!“ Das ist denn auch die Losung, die stets den Menschen mitgegeben worden ist, die zu Schwerem berufen wurden: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ Der Gott, der so spricht, der allein so sprechen kann, ist aber nicht ein Gott, der nur ein vergöttertes Stück Welt ist, ein ins Uebernatürliche gesteigerter natürlicher Trieb des Herzens oder auch die zum Gotte erhobene Natur selbst, sondern er ist der Gott, der als unser Vater zugleich der Lebendige Gott ist, der Gott, der mehr ist als unser Herz, mehr als die Natur, mehr als die Welt, der heilig ist und darum allen Dämonen überlegen, der Macht hat über alle Gewalten und diese Macht uns zu Hilfe schickt. Das ist der Gott, bei dem das Herz allein jenen letzten Ort findet, wo seine Erlösung wohnt. Hier hört das Reich der Furcht auf. Wer braucht zu fürchten, wer mit der Allmacht verbündet ist? Nun verlieren Menschen und Dinge ihren Bann; sie verlieren den Reiz und lähmen nicht mehr. Es verschwindet die Phantasie der Furcht und an ihre Stelle tritt die Nüchternheit, freilich nicht die Nüchternheit der Welt, die nur eine andere Form von Blindheit ist, sondern die göttliche Nüchternheit, die sehend macht. Wir lernen, die Menschen nicht mehr so wichtig zu nehmen. Sie werden uns nicht mehr zu Göttern, im Gegenteil, wir bekommen einen Blick für das Element der Eitelkeit und des Truges, das auf allem Menschenwesen liegt. Wir erfahren denn auch, bei geklärtem Blick, wie diese Macht und Herrlichkeit, heute himmelhoch ragend, morgen am Boden liegen kann, von Gottes Finger nur leise berührt und sagen uns: „Glauben, nur glauben und nicht Angst haben!“ Es wird uns immer wieder klar, daß ein wirklich mit Gott verbündeter Mensch stärker sein kann als ganze Zeitalter, ja stärker als alle Zeiten, daß der Vorort der Unendlichkeit ihm aufgetan ist. Wer nur mit Ihm wäre, Er wäre sicherlich mit ihm! Wenn wir nur Glauben hätten eines Senfkornes groß! — Was ist die Macht des Bösen? Eine furchtbare Wirklichkeit, gewiß, und doch auch wieder ein Trug, ein Schein. Es könnte gestürzt werden über Nacht, denn gerichtet ist es ja. Es prokt ja nur mit Macht, weil es eigentlich ohnmächtig ist, weil es selbst Angst hat. Wenn wir nur Mut hätten, Mut aus Gott! O welche Wunder warten auf den Mutigen! — Auch vor dem Bösen in uns selbst sollen wir nicht Angst haben, wenn es auch gut ist, daß wir vor uns auf der Hut sind. Aus der Angst folgt der Reiz und die Lähmung; sie folgen aus der Trugempfindung, daß wir zum Bösen gehören, daß es unser Herr sei; sie hören auf mit der Gewißheit, daß Gott unser Herr ist und daß wir zu ihm gehören. Wir müssen uns klar machen,

daß auch das Böse in uns gerichtet und in sich nichtig ist. Wir müssen seinen Trug, seine Ohnmacht durchschauen, müssen mit Gott seiner lachen. Dieses Lachen ist sieghafter als alle alle Qual des Bußkampfes. Wir gehören zu Gott, sind geborgen hinter dem Schilde seiner ewigen Treue; wir können fallen, aber nicht versinken; wir können sündigen, gehören aber nicht der Sünde; wir sind Kämpfer, haben aber im Glauben schon den Sieg. Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat und stets von neuem überwindet. Das ist und bleibt aller Kampfesweisheit einfachstes und tiefstes Wort. Er überwindet auch die Furcht, alle Furcht. Er überwindet sie von dem Gott aus, der der Lebendige und der Vater ist, und der allein wahrhaft ist.

Er ist allein wahrhaft, die Götzen aber sind nicht. Lasset uns nun auch dies noch einmal sagen, was wir schon wiederholt angedeutet haben: Wenn Gott uns befreit, so sind es die Götzen, die uns in Bann schlagen. Wir könnten ja für Götzen „Welt“ sagen. Aber wir fragen und wiederholen damit, was wir schon mehr als einmal gezeigt haben: Was sind die Götzen anders, als ein religiöser Ausdruck für das Wesen der Welt. Was sind sie anders, als Gebilde des von der Welt beherrschten Herzens, die rückwirkend die Herrschaft über es erlangen? So kommen wir zu der großen Wahrheit: Götzendienst knechtet, Gottesdienst macht frei. Es ist eine alte Wahrheit. Aber sie wird immer wieder vergessen, ja es kommt immer wieder so weit, daß man bei den Götzen Freiheit sucht und vor Gott im Namen der Freiheit flieht. Daran mag manchmal der natürliche Hang des Menschen zum Götzendienst schuld sein, manchmal aber auch der Umstand, daß Gott, der wirkliche Gott, unbekannt geworden ist und daß der Gott, den Kirchen und Religionen verehren, ein Gott der Unfreiheit ist, weder ein lebendiger Gott, noch der Vater. Aber immer wieder werden die Geschlechter der Menschen und die Seelen der Einzelnen zu dem einzigen Fels der Freiheit getrieben, der Gott heißt. Das ist der schwerste und höchste aller Menschenkämpfe, der, worin alle anderen ihre Tiefe gewinnen: von der Herrschaft der Götzen zu der Herrschaft Gottes und damit von der Knechtschaft zur Freiheit. Es ist der Weg, den wir heute wieder suchen und finden.

Aber wenn wir ihn finden wollen, so haben wir eine Bedingung zu erfüllen, die wir jetzt noch nennen müssen. Wenn Gott zu uns sprechen soll: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir“, so müssen wir sprechen: „Wir wollen Dir dienen, Dir allein“. Die Gewißheit, daß Gott mit uns ist, haben wir nur in dem Maße, als wir seinen Weg gehen und genau nur in diesem Maße verläßt uns die Furcht. Sie stellt sich sofort wieder ein, wenn wir von diesem Wege abweichen. Dann steigen die Nebel aus der Tiefe und umhüllen den Weg; dann schrecken aus den Nebeln die Dämonen,

dann kommt die Angst. Nur wenn wir Gott dienen, kommen die Engel und dienen uns.

Das alles gilt auch von den Völkern und gilt gegenwärtig besonders von unserem Schweizervolk. Ich denke, unsere heutige Angst kommt wohl im letzten Grunde daher, daß wir lange verlernt haben, dem wahren Gott zu dienen, dem Gott der Gerechtigkeit, Reinheit und Liebe, und dafür eifrig die Götzen angebetet haben, den Erfolg, den leichten Genuß, die Phrase, die Eitelkeit und Sinnlichkeit, vor allem aber das Geld! Diese Götzen aber machen natürlich nicht frei. Sie knechten, knechten mehr als Kaiser und Könige. So werden wir in der heutigen Not nicht den tiefsten Mut der Freiheit finden, wenn wir nicht einen anderen Weg einschlagen. Solange jeder Stand und jede Klasse der Bevölkerung, dazu jeder Einzelne auf eigene Hand, darnach trachten, aus dem allgemeinen Schiffbruch möglichst viel für sich zusammenzuraffen, solange wir uns an dem Blutgeld der Kriegsgewinne vollsaugen, solange kein großer, einigender, sittlicher Gedanke und ein entsprechender Glaube uns zusammenhält, solange dürfen wir nicht unser Haupt stolz und frei erheben, solange bleibt die Seele unseres Volkes eine Sklavin. Wir haben eine geistige Erhebung und Reinigung nötig, wir müssen, statt selbstlich, klug und kleinlich zu erwägen, was uns gerade für den Augenblick nütze, die großen Aufgaben erfassen, die Gott der Menschheit im Allgemeinen und so auch uns im Besonderen durch die Welterschütterung dieser Zeiten stellt, dann allein, dann aber auch gewiß, spricht Gott zu unserem Volke: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“

Liebe Freunde! Von dem Kriege sind wir ausgegangen, von dem Heldentum, das er erzeuge. Nun sagen wir: die tiefste Quelle des Heldentums, das wir brauchen, fließt anderswo: Gott ist der Erlöser der Seele zum wahrhaft heldenhaften Leben. Und nun sagen wir noch einmal: dieses Heldentum haben wir nötig, mehr als sonst etwas. Wir haben es nötig gerade jetzt. Denn es werden wohl, wenn nicht alles trügt, Zeiten kommen, die tapfere Herzen brauchen; es werden Kämpfe kommen, worin nur Menschen bestehen können, die die Furcht los geworden sind. Gott braucht solche Menschen; denn wenn nicht alles trügt, so wird, wenn der Weltkrieg aufhört, erst recht der Krieg seines Reiches beginnen, der Krieg Gottes gegen die Mächte, die den Weltkrieg entfesselt haben. Dazu werden vielleicht auch wir gerufen. Dafür müssen wir uns rüsten. Die Rüstung heißt: Näher zu ihm! Amen.

L. Nagaz.